

Codas erkennen einander am Blick

Persönliche Reflexionen zu Helmut Oehring's Autobiografie „Mit anderen Augen. Vom Kind gehörloser Eltern zum Komponisten“

Helmut Oehring:
Mit anderen Augen. Vom Kind gehörloser Eltern zum Komponisten. München: btb Verlag 2011 • 256 Seiten • € 19,99 • ISBN 978-3-442-75296-6

VON REGINA LEVEN



Foto: btb Verlag

218 DZ 90 12

Helmut Oehring übertreibt, wenn er sagt: „CODA-Kinder erkennen einander auf der Straße am Blick“ (S. 21), aber ich (selbst Coda¹) beziehe aus diesem Zitat einfach mal die Berechtigung, sein Buch ganz subjektiv zu rezensieren. Persönlich kenne ich Oehring nicht, aber seitdem er 1997 zu Gast bei Alfred Biolak (*Boulevard Bio* in der ARD) war, habe ich gelegentlich – immer freudig – etwas von seiner (öffentlichen) Entwicklung und Wertschätzung – z. B. durch ihm verliehene Preise – wahrgenommen. Auf so einen Coda ist man schließlich auch ein bisschen stolz. Und nachdem mich meine liebste Coda mit seiner Autobiografie überraschte, habe ich das Buch gleich in zwei Tagen durchgelesen.

„Vom Kind gehörloser Eltern zum Komponisten“. Fangen wir von hinten an, mit dem Komponisten. Oehring ist inzwischen hochdekoriert, einer der bekanntesten Komponisten zeitgenössischer Musik mit einem umfangreichen Werk. Ausschnitte seiner Werke habe ich nur im TV oder auf DVD gesehen. Und ich war fasziniert! Da ich mich selbst aber als unmusikalisch erachte und musikalisch ungebildet bin (vielleicht nicht zuletzt, weil meine Eltern mir den Zugang zu Musik weitgehend verwehrten, eine von meiner Oma geerbte Musikruhe musste bei unserer Nachbarin unterkommen), kann ich die Qualität seiner Musik nicht bewerten und ich verzichte auch darauf, in dieser Rezension die von Oehring zwischendurch immer wieder eingeschobenen kleinen Erzählungen über Komponisten, Dirigenten und Musiker (über alle Sparten hinweg) einzuschätzen. Ich habe jedoch alle gerne gelesen, da ihm lebendige, spannende und z. T. gefühlsmäßig eindrückliche Schilderungen gelungen sind! Er muss viele Biografien gelesen haben, scheint die unterschiedlichen Musikschaffenden gut zu kennen und präsentiert diese und andere Kulturschaffende (Maler, Schriftsteller, Philosophen) durch Zitate bzw. Liedtexte. Man erfährt viel in Oehring's Buch über Komponisten, ihre Werke und deren Wirkung auf ihn und Inspiration für ihn. Auch bringt er dem Leser/der Leserin die Musik, die er selbst macht – Neue Musik – zur Kenntnis und mehr als das. Oehring ist anspruchsvoll, bis hinein in die techni-

sche Umsetzung seiner Ideen. Er und seine Mitstreiter leisten Pionierarbeit.

Oehring versteht sich bei all dem als politisch engagierter Mensch, wobei die von ihm betonte Aussage „*Revolutionen haben bisher nur in der Kunst stattgefunden*“ (S. 23; Herv. i. Orig.) sicherlich etwas plakativ ist. Später schränkt er ein: „Nein, ich glaube nicht, dass Musik die Welt verändern kann. [...] Musik hat die Kraft und Stärke, einzelne Menschen zu verwandeln“ (S. 33 f.). Dafür ist Oehring das beste Beispiel. Musik hat ihn nicht nur verwandelt – wenn man ihm Glauben schenkt, hat Musik ihm das (emotionale und vielleicht auch physische) Überleben gesichert, im Alter von 14 Jahren war es „Bohemian Rhapsody“ – „Freddie Mercury war mein Beschützer“ (S. 39). Oehring hat bei seinem Wirken immer auch ein gesellschaftskritisches Anliegen, er greift Tagesnachrichten auf, um menschenverachtende Geschehnisse und Kommentare durch seine Musik anzuprangern, er widmete z. B. eine Arbeit dem in einer Dessauer Polizeizelle verbrannten Oury Jalloh. Ungerechtigkeit bewegt ihn. Sein Selbstverständnis und seine Verpflichtung: „Ich werde nur nicht zulassen, dass ich bei dem, was ich tue, egal was, abgekoppelt bin von dem Leben und Sterben hier auf dieser Welt“ (S. 241).

Mit 27 Jahren komponierte Oehring Musik auf ein Zitat von Franz Josef Strauss: „Ein Volk, das diese wirtschaftlichen Leistungen vollbracht hat, hat ein Recht darauf, von Auschwitz nichts mehr hören zu wollen“ (S. 48). Er wirkt gegen das Vergessen.

¹ „Coda“ ist eine Abkürzung aus dem Amerikanischen für Children of Deaf adults (Kinder gehörloser Eltern). Mehr zur CODA-Organisation erfährt man bei Dirk Tabbert in *Das Zeichen* 89/2011: „COberlinDA 2011 oder: Warum gehe ich zu CODA?“ (602 ff.). (Erläuterung zur Schreibweise: „Coda“ steht für die Menschen, „CODA“ für die Organisation.)

Auch von seinen anderen Werken (z. B. *Koma*) erfährt man, wodurch sie inspiriert wurden, oft durch tragische Ereignisse oder Kuriositäten, von denen Oehring durch die Medien erfahren hat. Immer entdeckt er einen tieferen Sinn, den er mit seiner Musik greift und vertieft, den er in musikalische Form fasst und damit transformiert. Es geht um Augenblicke und ihre z. T. gravierenden Folgen, um Existenz oder Nichtsein. „Wie sich das Leben von einer Sekunde auf die andere verändern kann“ (S. 118). Es geht ihm nicht um Schönheit, sondern um Verlusterfahrungen. Er lässt sich von Trauer und Wut bestimmen und baut dann eine überlebenswichtige Distanz auf, indem er für diese Gefühle einen eigenen Raum in der Musik schafft, sie sozusagen verpackt (eine auch in der Psychotherapie angewandte Methode). „Extremstes Musizieren, existentiell hart dreckig verzweifelt eingeschlossen ausbrechend“ (S. 53). Oehring hat den Mut, seine Welt selbst zu gestalten. Auch wenn vieles ursprünglich eine Reaktion auf prägende Kindheitserlebnisse gewesen sein mag, darüber ist er inzwischen weit hinaus, das ist offensichtlich, wenn man sein jetziges Eingebundensein in die – über Berlin weit hinausgehende – Kulturszene betrachtet. Seine Begabung kam ihm zugute, seine Disziplin nötigt Respekt ab.²

Musik war ihm nicht in die Wiege gelegt. Oehring schildert seine Entdeckung der Musik als Jugendlicher, sein Fasziniertsein von ihm bis dato unbekannter Neuer Musik. Mehr als

ein Schlüsselerlebnis, als er das erste Mal Schönberg hört, er beschreibt sich als bis ins Innerste aufgewühlt. Er gewann Zugang zu neuen Klängen und neuen Strukturen, die ihm eine neue Welt bedeuteten. Notenschrift zu lesen lernt er mit 25 Jahren. Amüsierend und anrührend ist die Szene zu lesen, in der er – noch Dilettant – Professor André Asriel (Komponist, für den jungen Oehring der „Frankfurtertorprofessorweihnachtsmann“, S. 46) sein erstes unbedarft geschriebenes Streichkonzert vorlegt. Es klingt tatsächlich wie ein Weihnachtsmärchen, denn er wird von ihm an seinen späteren Lehrer Georg Katzer vermittelt. Oehring dreht irgendwann ein Musikvideo und am Gehörlosenzentrum Schönhauser Allee in Berlin verbindet sich erstmalig seine Musik mit der Gebärdensprache. „Es geht um nichts weniger, als zum ersten Mal in der Geschichte der Musik und in der Geschichte der Gebärdensprachkultur ein gemeinsames Projekt auf die Bühne zu stellen“ (S. 63 f.). Seinen arrogant anmutenden Unterton mag man ihm nachsehen: „Aber ich bin ja nicht blöd. Kein Gedanke daran, die Isolation dieser beiden Welten mit Kulturarbeit auflösen zu können. Ist das Kunst? Oder kann das schon weg?“ (S. 64). Was meint er hier? Gebärdenslieder? Oder sollte er etwa zweifeln, ob seine eigenen Werke den Anspruch an Kunst erfüllen? Nicht nur an dieser Stelle bleibt er kryptisch. Seine Kompositionen seien direkte Übersetzungen aus der Gebärdensprache: „Ich bin, wie es oft bei CODA-Kindern [...] der Fall

ist, Übersetzer geblieben“ (S. 21). Mit dem Unterschied, dass Oehring nicht mehr übersetzt, was Hörende zu Gehörlosen oder Gehörlose zu Hörenden sagen. Sondern er setzt das, was er in seinem Inneren an Gebärdensprache erkennt, nach allen Regeln der Kunst in Musik um.

„Es sind die Menschen selbst, die einander Hölle sind“ (S. 88), will er als Komponist festhalten. Homo homini lupus. Hat dieses Weltbild etwas mit seinen gehörlosen Eltern zu tun? Hat er unter seinen gehörlosen Eltern gelitten? Darauf gibt es keine Hinweise. Aber bei der Lektüre seines Buchs gewinne ich den Eindruck, er ist einer der Codas, die unter dem schwierigen (Nicht-)Miteinander der Gehörlosenkultur und der hörenden Umwelt Schaden genommen haben: „Meine ganze Kindheit war indirekt von der Behinderung betroffen. Auffälligkeiten und Helferundmittlersyndrom prägten meinen sozialen Umgangshorizont. Überall Scherben durch das lautlose Aufeinanderknallen der Hörenden und Nichthörenden“ (S. 185). Immer wieder spricht Oehring von den Ängsten und Phantasien, die seine Jugendzeit durchzogen haben und von denen er trotz aller Erfolge und eines beschaulichen Familienlebens in der schönen Märkischen Schweiz noch heute gelegentlich eingeholt wird. Schonungslos berichtet er von selbstverletzendem Verhalten als Jugendlicher, um durch eigenes Tun die Angst und den Schmerz der Verlassenheit und Nichtzugehörigkeit zu übertünchen. Selbst die Aggressionen der anderen ihm gegenüber brachten eine gewisse Erleichterung. So härtete er sich ab. Und labte sich an Gewalt- und Rachephantasien – sowie am genussvollen Töten von Tieren. Für mich war es schwer

² Auch die bemerkenswerte Vermarktung seiner Geschichte („Vom Kind gehörloser Eltern zum Komponisten“) gelingt, saß er doch nach Erscheinen seines Buches fast jede Woche in einem anderen Fernsehstudio, und aufmerksame Kollegen legten diverse Zeitungsausschnitte mit Besprechungen seines Buches in mein Hochschulfach.

zu ertragen, von seiner Tierquälerei zu lesen: Wie er mit einem Luftgewehr auf Tauben schießt, sie ins Hirn trifft und dann seziert. Aus „Langeweile“ und „Angst vor dem nächsten Tag“ (S. 162) schießt er dann mit dem Luftgewehr auch auf Menschen. Dazu passt: „Hier in dieser Zwischenwelt weiß jeder, dass ich ein Wolf im Hasen bin“ (S. 72). Lupus. Eine Phase des Drogenkonsums beendet Oehring durch Willensstärke und Sport, Triathlon, Boxen, er verehrt Tyson und Clay. Und er macht Musik. Verstärker Junge komponiert verstörende Musik. Das ist eine große Leistung. Nicht die einzige: Oehring verweigert sich in der DDR dem Militärdienst. Total.

Kurze unterhaltsame Erzählungen wie über die „Kubaorange“ stellen Zeitgeist und Atmosphäre in der DDR vor. Aber Oehring zementiert keine Vorurteile: „[O]b Kapitalismus Sozialismus Kommunismus: Immer noch entscheiden Menschen über andere Menschen, die politisch, wirtschaftlich und vor allem kulturell ungebildet sind“ (S. 155). Aus dem Ungebildetsein hat Oehring sich herausgekämpft, aus anderen Widrigkeiten auch: „Mittlerweile bin ich in Ordnung. Und nett. Was fürs Auge“ (S. 169). Rachedgedanken hat er jetzt nicht mehr nötig.

Seine jetzige Familie lässt Oehring in seinem Buch weitgehend außen vor. Man erfährt, dass der damals prominente Anwalt Schnur ihm im Zusammenhang mit seiner Militärdienstverweigerung riet, seine Freundin Sabine zu heiraten. Oehring beschreibt es kurz und schmerzlos: „Aus Helmut Weber wurde Helmut Oehring“ (S. 152). Liebevoll deutet er seine Beziehung zu seinen beiden Kindern an und erzählt die Anekdote über seine Tochter, die „Sauer-

stoff“ meint, aber auf „Sauerkraut“ beharrt. Es geht also wieder um Sprache. Sonst schweigt er über sein Privatleben, geht ja auch niemanden etwas an. Außer, wenn es um seine Herkunft geht, um sein Codasein. Vieles davon kommt mir und anderen Codas natürlich bekannt vor. Geradezu klassisch: deaf voice. Seine Eltern riefen ihn „Almune“, „Hölmue“ bzw. „Hölmune“, wunderbar! Oder, als er ein Mädchen mit nach Hause bringt: „Haaaaluw shoöen uton tg“ (S. 18), für geübte Ohren unschwer zu verstehen: Hallo, schönen guten Tag. Es kümmert Oehring nicht, dass anderes für seine Leser, seine Leserinnen schwerer oder gar nicht zu entziffern ist. Die gepressten Laute stehen für sich. Er ist eben nicht der dienende Dolmetscher. Von der Artikulation seiner Eltern gesteht er: „Mir war das immer wahnsinnig peinlich“ (S. 186) und „Meine Eltern kannten das Angestartwerden ihr Leben lang. Für mich als kleiner Junge war dieses ungewollt Immittelpunktstehen nicht gerade angenehm“ (S. 187). Das kann ich nachvollziehen, habe ich aus diesem Grund doch manchmal versucht, meine Eltern zu überzeugen, auch Hörenden gegenüber ohne Stimme zu gebärden. Aber das wäre ja auch komisch gewesen ... Schön das Wort „Leum“ für Linoleum. Ach, wie viele wunderschöne Wörter kennen wir Codas! Die machen uns heutzutage Spaß. Damals habe ich mich geärgert, als ich mit „Orisee“ bei dem Spiel „Stadt, Land, Fluss, Blume“ gescheitert bin (dabei waren Orchideen die Lieblingsblumen meiner Mutter!). Das Sprechen mit Hörenden, so glaubt Oehring, sei für Gehörlose „reinste Schinderei und Pein“ (S. 79). Ich erinnere mich: auch Pein für das hörende Kind gehörloser Eltern. Beim

ersten Lesen fand ich es übrigens ein wenig befremdlich, dass Oehring in einem Buch für Hörende (ja, auch ich unterliege dieser zweigeteilten Wahrnehmung) die Aussprache seiner gehörlosen Eltern schriftlich feilbietet, doch gleich im nächsten Moment entfaltet sich die befreiende Wirkung, besonders wenn Oehring schreibt: „Eigentlich sind meine Eltern Freaks. [...] Meine Vorbilder im Aufrechtsein“ (S. 21). Genau.

Aber es geht noch um anderes als um Peinlichkeiten. Zum Beispiel darum, als Dreijähriger zu spüren, wie Ärzte mit den Eltern nicht richtig kommunizieren können. Dieses Gefühl hat Oehring in der Oper *WRONG* aufgenommen. Als grauenhaft empfindet er seinen Schulweg, auf dem er von Mitschülern regelmäßig drangsaliert wird, Helmi, der Looser, das Opfer. Er beschreibt die Demütigungen und Schikanen, die er von Mitschülern und Lehrern über sich ergehen lassen musste, ohne sich zu wehren. Und: „Habe mit niemandem gesprochen. Mit wem auch? Ich kannte keine Gebärden dafür“ (S. 69). Wie wahr, viele von uns Codas können diese Hilflosigkeit nachempfinden. Unsere gehörlosen Eltern hatten schließlich damals eher versucht, mit ihren hörenden Kindern zu sprechen, als konsequent mit ihnen in Gebärdensprache zu kommunizieren. Dabei ging vieles verloren. Frustrierend: „Wie soll ich das alles meinen Eltern gebärden?“ (S. 73).

Die knappe Erzählung über den Tod seines Vaters geht zu Herzen. Besonders ans Herz derjenigen, die Ähnliches erlebt haben. Ohne Elternteil – für das man eben noch dolmetschte, was der Arzt relativ Harmloses angekündigt hat – nur mit einer Tüte voller Kleidung nach Hause zu fah-

ren (ich weiß noch gut, wie ich mit Stock und Hut ins Taxi stieg). Das Unfassbare kann man nicht mit Worten beschreiben. Eingewebt in Kunst, in dem Stück *Spalt 7IEBEN*, stelle ich mir vor, Oehring Mutter zu hören: „Frage: Was ist Todesursache? Oder was andere?“ (S. 139). Welche Gedanken treiben uns um? „Gehörlose gehen in einem Krankenhauskonzernbetrieb unter wie ein Kieselstein im Atlantik“ (S. 124). Das kann ich bestätigen. Gleichzeitig meine Gedanken, dass andere, d.h. hörende Patienten im Krankenhausbetrieb auch oft untergehen. Doch vielleicht fühlen sich deren Kinder dafür nicht so verantwortlich? Hätten wir nicht – wenn wir klüger, durchsetzungsfähiger, eleganter gekleidet, anders aufgetreten wären – das Unglaubliche verhindern können? Ist da nicht wieder der Hauch des Schuldgefühls? Oder sind die Hörenden schuld, geben sie sich bei Gehörlosen nicht genug Mühe? Vielleicht nur die Fantasie der Trauernden, nicht nur Coda vorbehalten. Und dann kommt auch auf Oehring die Organisation der Beerdigung zu. Der Pflicht entkommt man nicht.

Oehring beschreibt den hörenden Ehemann der tauben Künstlerin Christina Schönfeld, Uwe Schönfeld (ebenfalls Coda), als einen, der „in der Welt der Gehörlosen verwurzelt bleibt, vielleicht aus Kummer oder Trotz, vielleicht aus Kampfgeist und Fürsorge oder aus Angst, aber ganz sicher aus Liebe“ (S. 127). Das trifft nicht nur auf Uwe Schönfeld zu, unserer gibt es so einige. Und viele von uns arbeiten als Dolmetscher. Oehring nicht. Aber er berichtet, wie er als Jugendlicher die Situation genutzt hat und sich z. B. im Gespräch zwischen der Lehrerin und den Eltern fein aus den heftigsten Schwie-

rigkeiten herausgedolmetscht hat. Hörende im Fernsehstudio jauchzen dann auf vor Belustigung, aber ich lese das mit leisem Zweifel – als ob seine Eltern weder Mundbild noch Mimik hätten einschätzen und keinen Kontext interpretieren können ... Beschreibt er doch selbst, „was für eine Beobachtungsleistung zu diesem Alltag gehört. Ständig wie ein Adler oder ein Luchs auf die Lippenbewegungen zu achten und sie zu entschlüsseln. Permanentes Scannen der Gesichtsausdrücke anderer, um darin zu lesen“ (S. 188). Ich wäre mit einem solchen Schwindel bestimmt nicht durchgekommen, und etwas so komplett anderes zu dolmetschen, hätte ich – zu treudoof oder bereits als Kind einem bestimmten Ethos verpflichtet (allein „Du sollst nicht lügen!“) – eh nicht über mich gebracht. Aber in Folgendem trifft Oehring auch mein Empfinden: „Im Grunde waren die meisten Zusammentreffen zwischen meinen Eltern und den Hörenden wie [...] Gruppensitzungen in der Nervenheilanstalt“ (S. 168). Und klar, wir sind stark, Coda kann alles. Als Junge guckt Oehring mit seinem Vater nachts Boxkämpfe. Den siegreichen Cassius Clay (Mohammed Ali) beobachtend und bewundernd, spürt er selbst den Hauch der Unsterblichkeit. Wir gehören der gleichen Generation an und so stellte ich mir damals als Mädchen vor, gegen Cassius Clay im Boxkampf zu siegen. Mit Pippi Langstrumpf als Vorbild war das kein Problem! Einsame Fantasien, unausgesprochen, wurden von den gehörlosen Eltern nicht korrigiert. Das ist nicht nur Größenwahn, das kann auch freie Bahn schaffen, wie man am Beispiel Oehring sieht. Aber Oehring geht in seinem Selbstzeugnis weiter: „Die

Komplexität besteht darin, verletzt zu werden. Vor den Augen aller. Allein zu sein“ (S. 104). Es steht der Rezensentin keine Deutung zu, es bleibt eine Frage: Sind es die Schuldgefühle, hörend zu sein und mehr Chancen als die gehörlosen Eltern zu haben, die ihn nach strafender Pein und (Selbst-)Verletzung drängen? Es ist nicht einfach, gar bedrohlich, zu den Hörenden zu gehören, wenn man in einer Zeit aufgewachsen ist, in der Gehörlose von Hörenden nicht respektiert wurden, ihre Sprache unverständlich war und geschmäht wurde. Schließlich will man von den eigenen Eltern nicht dem Feindeslager zugerechnet werden. Ich plädiere auf unschuldig.

In seinem Werk *Der Spalt* thematisiert Oehring sein – wie er es nennt – Aufwachsen in einem Riss „genau zwischen der hörenden und der nichthörenden Welt [...]“. Und genau um diesen Riss geht es bei allem, was ich tue und lasse“ (S. 136). Oehring Kindheitserfahrungen, verstärkt durch tausend Echos. Er deutet auch potenziell traumatisierende Situationen an: „Wie lange werde ich geschrien haben, als Baby [...]. Ohne dass mich meine Eltern hörten?“ (S. 138). Das war zu Zeiten, als es noch keine Babyschrei-Lichtsignale gab. Und ich glaube, hier weist Oehring auf etwas Wichtiges hin: Das ungehörte Baby, das ungeschützte, das unbefriedigte, das von Todesangst gepeinigte Baby fällt in diesen Spalt des mangelnden (Selbst-)Vertrauens – und es ist ein weiter Weg heraus aus diesem Spalt, bis man einigermaßen vertrauensvoll auf eigenen Beinen steht. „Es dauert Jahrzehnte, bis ich vertraue“ (S. 244). Hält Oehring an Traumata fest, friert er das Trauma ein, um es kultivieren zu können?

Was erfahren wir noch? Der ältere Halbbruder Alexander ist gehörlos. Oehring zählt die typischen Mythen gehörloser Familien (auch ihrer hörenden Verwandten) auf, die in der Zeit vor der Gehörlosenemanzipation bzw. während der Nazizeit lebten und z. T. selbst wieder gehörlose Kinder bekamen: vom Tisch gefallen, an Scharlach oder Röteln erkrankt etc. Ich vermute, es ist nicht nur so, dass in diesen Fällen tatsächlich niemand die jeweilige wahre Ursache der Gehörlosigkeit kannte, sondern dass man sie auch nicht kennen durfte, wenn es Hinweise auf erblich bedingte Gehörlosigkeit gab. Diese Legenden waren überlebenswichtig – sonst wären vielleicht weder Oehring noch ich geboren worden. Oehring beschreibt seinen Bruder als selbstbewussten schönen, tauben König. Ja, es gibt Menschen mit einem bewundernswerten Naturell, die sich nicht mit selbstzerstörerischem Leiden abgeben. Doch trotz aller Kraft meint es das Schicksal nicht gut mit Alexander. Er, der Mutige, verunglückt tödlich. Wie überwindet man die Schuld des Lebens, wenn die Nächsten sterben? Mit Arbeit, Engagement und Fleiß? Wenn es doch nur so einfach wäre. Oehring stellt keine direkten Zusammenhänge her. Die Komplexität des Erlebten spiegelt sich in der Komplexität seiner Werke wider.

Und es geht weiter: Oehrings Vater Gottfried hatte einen jüngeren hörenden Bruder (namens Helmut), der während eines Fußballspiels, bei dem Gottfried im Tor stand, in der Elbe ertrank. Das muss für den jungen gehörlosen Gottfried traumatisch gewesen sein. Und es steht Oehrings gehörlose Mutter Annemarie vor unserem geistigen Auge, während eines Bombenangriffs fast ver-

gessen allein in der Wohnung. Geschichten, wie sie auch von meinen Eltern und anderen Gehörlosen dieser Generation immer wieder erzählt wurden. Gerade noch dem Tode entkommen, rechts und links die Leichen. Oehring weiß um die von einer Generation zur nächsten weitergegebenen Traumata. Er musste sich mit vielem auseinandersetzen.

Oehring benutzt die Welten-Metapher (Welt der Gehörlosen, Welt der Hörenden), wobei er von „sich ausschließenden Welten“ (S. 22) spricht. Er bringt in seiner Kunst diese beiden Welten zusammen, ohne sie in ihrem Innern zusammenbringen zu wollen. Oehring sagt es schlicht: „Ich möchte nicht, dass als Ergebnis einer Arbeit herauskommt, dass Hörende und Gehörlose zusammengehören und alles irgendwie geht. Sondern ich will zeigen, dass es nicht geht [...]. Für mich gibt es kaum etwas Verletzenderes, als wenn Taube plötzlich beginnen zu sprechen. Oder Hörende gebärden. Ich suche nach genau dieser Sprache, die das Leiden weder glättet noch mildert“ (S. 25). Und deshalb müssen seine Solisten und Choristen genau das tun: Hörende gebärden, Gehörlose sprechen/singen. Eine starke Idee und ein für mich nachvollziehbares Empfinden. Es steht die Frage im Raum: Verstehen Hörende und (kulturell) Gehörlose einander? Ermöglichen Dolmetscher/Übersetzer Verstehen oder legen sie gar mit ihren Bemühungen das Nichtverstehen bloß? Man könnte diese Grübeleien letztlich auf die philosophische Frage reduzieren, ob je ein Mensch den anderen versteht. Müßig.

Aber dann doch Licht am Horizont. Sieht Oehring nicht selbst ein Aufbrechen der Isolation dieser beiden Welten, wenn er von dem Diri-

genten Roland Kluttig sagt „[T]oll, wie selbstverständlich er als Dirigent mit gehörlosen Solisten umging“ (S. 66)? Oder in Umbrien: „Unsere drei gehörlosen Solistinnen verstehen sich mit allen Italienern blendend. [...] Da ist einfach gar kein Unterschied [...] zwischen Hörenden und Gehörlosen. Ich sitze einfach nur da und staune: Wie einfach alles sein kann“ (S. 127).

Manches lese ich mit Skepsis, z. B. dass seine Eltern nicht die Vibrationen spürten, als ein ganzer Schrank umstürzte und angeblich alle im Umkreis von 1.500 Metern dies hören konnten. Typisch ist das nicht, aber im Einzelfall kann es ja mal so gewesen sein. Und dass er erst mit vier bis fünf Jahren Kontakt zu Hörenden hatte und dann erstmalig der Lautsprache ausgesetzt war? Ich denke, er ist in Berlin aufgewachsen? Aber so klingt es eben ein bisschen geheimnisumwitterter: „Heute erscheint mir die Lautsprache wie eine interessante, in meinem damaligen Kulturkreis der Gehörlosen ausgestorbene exotische Vogelart, deren Semantik mir verborgen bleibt“ (S. 37). Vielleicht hat er auch einen Hang zur Übertreibung, wenn er den Geräuschpegel im Alltag Gehörloser „brutal“ (S. 38) nennt. Aber er erhebt ja auch an keiner Stelle den Anspruch, sachliche Informationen vermitteln zu wollen.

Oehring schildert sein Innerstes aus Kindheits- und Jugendtagen schonungslos: „Hätte ich Schusswaffen besessen, wäre ich zum Amokterroristen geworden. Massaker wollte ich in die katholischen Kindergärten und Friedrichshainer Oberschulen tragen. [...] Blutbäche [...] Ich musste euch Hackfressen jahrelang ertragen“ (S. 12). Auch an späteren Stellen schont er sich nicht: Kotzen und Nasenbluten. Gelegentlich scheint er

sich in diesen Schilderungen zu suhlen. Mit kathartischer Wirkung? Sein Lamento über Politiker, die u. a. nichts von neu komponierten Opern wissen, oder sein Spott über politisch unambitionierte Menschen wirkt für einen Fünfzigjährigen etwas pubertär-idealistisch. Vielleicht kann man Oehring aber einfach zugutehalten, dass er sich ein Unrechtsbewusstsein bewahrt hat und sich nicht scheut, es z. B. auf diese Weise auszudrücken: „Ein Prosit der Gemütlichkeit. [...] kein Kindersterben keine Nazis kein Öl im Ozean kein Artensterben kein Giftmüll [...]. Idylle. Siebenhunderttausend verkaufte Exemplare vom Gartenundgemüseblatt *Landlust*. [...] Gurkenphilosophie“ (S. 156 f.; Herv. i. Orig.). Naja, Philosophie ist auch nicht gerade seine Stärke. Trotzdem: Oehring wägt nicht alles ab bis zur Sprachlosigkeit. Bemüht sich nicht um alle möglichen Perspektiven, bis es ihm den Mund verschließt. Er reflektiert Ereignisse oder Sätze nicht intellektuell, sondern in seiner Musik, und nicht zuletzt, indem er in seinem Buch ohne Filter spricht. Oehring macht was draus, bleibt keine Marionette, gestaltet selbst.

Oehring besticht auch durch eine unerschütterliche, mitunter – um sein Vokabular zu benutzen – „scheißekrasse“ Sprache, mit einer Tendenz zu kurzen (Halb-)Sätzen. Man muss aufpassen, sich von seiner Sprache nicht anstecken zu lassen. Kostproben seiner Dichtkünste, oft frei assoziiert wirkende Aneinanderreihungen, sagen nicht jedem etwas, sind auch nicht unbedingt verständlich, müssen sie ja auch nicht. Bei manchem könnte ich wetten, Oehring hat seine Dichtung nahezu eins zu eins (abgesehen von der Interpunktion) dem Geschriebenen Gehörloser entnom-

men. Ich tippe bei Folgendem auf seine Mutter: „Vielen Dank, leider habe ich gestern Nachmittag sehr Kopfschmerzen, wegen kein gutes Wetter, jetzt fühle mich sehr wohl gut und ja, es regnet wieder viel, ach immer wird viel Regen, es ist garnicht schön, ach Siebenschläfer, was alles machen, bitte ja was alles lassen und viel Nervenruhe, viele Menschen müssen langsam laufen. *POLAROIDs. Melodram*“ (S. 158; Herv. i. Orig.). Vielleicht ein bisschen mit fremden Federn geschmückt? Nein, es ist schließlich die Muttersprache, seine Muttersprache. Auch in *Spalt* findet man den typischen schriftsprachlichen Ausdruck Gehörloser (ohne dass Oehring direkt darauf hinweist): „Ach, dass schon zu Frühherbstwetter [...]. Aber bitte alles wieder vorbei. [...] Und das Büchlein andere Seite Fremdsprache. Vielleicht Romsprache? [...] Aber beiden sehr Hartkämpfe“ (S. 137). Als könnte ich meine eigene Mutter hören oder als sei es ein Brief von ihr. Schriftsprache Gehörloser geht unter die Haut. Von Gehörlosen oft als Makel empfunden, von Hörenden als Zeichen von Minderbegabung interpretiert, können wir Codas kreativ davon profitieren. Wohltuende Heimatklänge. Codasprache.

Oehring ist ein geschickter Konstrukteur sowohl in seiner Neuen Musik als auch in seinen Geschichten. Dabei springt er von zurückliegenden Lebensereignissen über erhaltene Preise und Ehrungen zu aktuellen Gedanken, manchmal scheint es, er würde frei assoziieren („fällt mir gerade ein“, S. 13), mit einer Sprache, die der Mündlichkeit verhaftet bleibt bzw. die er sich als spontane Rede erhält. Oft spricht er den Leser direkt an: „naja Sie wissen schon“ (S. 14). Sinn für Humor beweist Oehring u. a. bei

der Schilderung einer Friedhofsszene. Er selbst hat das Grab nicht tief genug ausgehoben: „Die Witwe verzweifelt. Ihr Mann will nicht weg“ (S. 123). Oehring gelingt es durch seine z. T. lakonische Erzählweise sehr gut, Bilder im Kopf des Lesers zu erzeugen, z. B. das Bild, wie er bei der Westberliner Premiere seines Gitarrenduos alleine auf der ostdeutschen Seite der Mauer stand. Und schön, wie er seine eigene englische Aussprache in phonetischer Schrift darstellt, ähnlich, wie ich es meinen Eltern vor ihrem USA-Besuch aufgeschrieben hatte, meine Mutter hat es damit versucht: mai hasbänd.

Oehring's Vortrag ist nicht chronologisch. Es ist ein Danach und Davor und dazwischen gibt es genau datierte Ereignisse. Wie lange hat er auf dem Bau gearbeitet? Wie lange war er obdachlos? Wie lange nahm er Drogen und Neuroleptika? Wie lange hat er als Friedhofsgärtner gearbeitet? Aber vermutlich kommt es ihm nicht auf Quantitäten an, sondern darauf, dass er es überhaupt getan hat, dass es ihm widerfahren ist. Und dass er sich daraus befreit hat. Ebenfalls wird klar, wie sehr Oehring sich in seinem Leben an (überwiegend männlichen) Vorbildern orientiert hat und wie empfänglich er für deren Worte und Erfahrungen ist. Denn das ist etwas, was Oehring – auch bei seinen Fernsehauftritten – deutlich macht: Es waren immer wieder Menschen, die in entscheidenden Momenten bzw. Phasen unvoreingenommenes Zutrauen zu ihm hatten und es ihm damit ermöglichen, ungeahnte Potenziale zu entwickeln: „Nach meinen fünfzig Jahren liest es sich ab und an so, als hätte mich da immer jemand mit Sinn für skurrilen Humor und poetische Satire



Foto: Regina Leven

operativ gelenkt“ (S. 13). Tierhändler Mürke vertraut ihm, gibt ihm Kraft, Rückendeckung und Selbstvertrauen, mutet ihm Verantwortung zu: „Er sprach mit mir wie niemals jemand vor ihm“ (S. 82). So auch Schwimmlehrerin Rosendhal und später Pfarrer Bauer. In der 10. Klasse ein neuer Klassenlehrer, der ihm Achtung und Vertrauen entgegenbringt – und Oehring schwänzt nicht mehr die Schu-

le. Selbstredend eine wichtige Erfahrung, ernst genommen, als Person geachtet zu werden! Und Schutz zu erhalten. Das Gefühl der Schutzlosigkeit vieler Gehörloser, welches sich auf ihre Kinder überträgt. Wer sich selbst einer undurchschaubaren Gesellschaft ausgeliefert fühlt, kann anderen nur begrenzt Schutz geben. Nicht von ungefähr versuchen Coda oft, ihre Eltern zu schützen (schließ-

lich können sie ja hören ...). Verstehende, erklärende und schützende Dritte können dann nahezu überlebenswichtig sein.

Ich kann dieses Buch jedem empfehlen, der sich auf ein unglattes, weitgehend ohne aufklärerischen Duktus, manchmal atemlos geschriebenes Buch einlassen möchte. Und ich werde alles daran setzen, endlich eine von Oehrings nächsten Auführungen zu besuchen! Und ich bin sicher, ja, Oehring, um deine Frage auf S. 203 zu beantworten, dein Vater wäre stolz auf dich! Und noch ein Letztes für heute: Ein Werk von Oehring, *VERLORENWASSER*, wurde inspiriert durch den gleichnamigen Ort, der als Mittelpunkt der DDR ermittelt wurde. Ich bin vor einigen Monaten mit einer anderen Coda hingerafelt. Und was haben wir dort, in einer Hütte am Mittelpunkt der ehemaligen DDR, gelesen? Herbstein wurde als Mittelpunkt der alten BRD ermittelt – und dort, hallo Helmut, fanden schon einige Coda-Treffen statt! Komm doch auch mal zu einem unserer Treffen, da triffst du noch auf andere Kreative. Coda äxklusiff!



Prof. Dr. Regina Leven ist studierte Sonderpädagogin, approbierte Psychotherapeutin, gerichtliche Gutachterin und arbeitet seit 1997 als Professorin für Gebärdensprachdolmetschen an der Hochschule Magdeburg-Stendal.

E-Mail: regina.leven@hs-magdeburg.de